

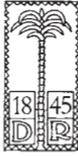
Erdmute Alber, Bettina Beer,
Julia Pauli, Michael Schnegg (Hg.)

VERWANDTSCHAFT HEUTE

Positionen, Ergebnisse und Perspektiven



Reimer



Erdmute Alber, Bettina Beer,
Julia Pauli, Michael Schnegg (Hg.)

Verwandtschaft heute

Positionen, Ergebnisse und Perspektiven

Reimer

Die Publikation wurde mit freundlicher Unterstützung
der Universität Luzern mitfinanziert.

Gedruckt mit Unterstützung
der Universitäten Bayreuth, Hamburg und Köln

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 by Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin
www.reimer-verlag.de

Layout und Umschlaggestaltung: Nicola Willam, Berlin
Umschlagabbildung: © Julia Pauli und Michael Schnegg (Namibia, 2004)

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-496-03009-6 (PDF)
ISBN 978-3-496-02832-1 (Druckfassung)

Inhalt

Verwandtschaft heute: Positionen, Ergebnisse und Forschungsperspektiven
Michael Schnegg, Julia Pauli, Bettina Beer, Erdmute Alber
7

Klassische Themen neu interpretiert: Heirat, Deszendenz und Filiation

„Ich fühle mich absolut verwandt“:
Entgrenzung, Personalisierung und Gouvernamentalität
von Verwandtschaft am Beispiel der populären Genealogie
Elisabeth Timm
47

„Ich gebe dir mein Kind“:
Pflegschafts- und Tauschbeziehungen in Osttimor
Judith Bovensiepen
73

Rituell gezeugt:
Verwandtschaft als symbolische Interaktion
bei den Wodaabe Südostnigers
Nikolaus Schareika
93

Tamilische Verwandtschaft im Wandel
Gabriele Alex
119

Interethnische Beziehungen und transkulturelle Verwandtschaft
an einem Beispiel aus Papua-Neuguinea
Bettina Beer
145

Verwandtschaft machen

Begrenzte Verbindlichkeiten:
Zur Bedeutung von Reziprozität und Kontribution
in transnationalen Familien

Heike Drotbohm

175

„Verwandtschaft schafft Arbeit – Arbeit schafft Verwandtschaft“:
Überlegungen zur Konstruktion von Verwandtschaft in einem
tansanischen Betrieb

Gundula Fischer

203

Kinning im Alter:
Verbundenheit und Sorgebeziehungen ostdeutscher Senior/Innen

Tatjana Thelen

225

Manipulierte Substanzen, rekonfigurierte Verwandtschaften:
Humantechnologische Prozesse und ihre Bedeutung für Verwandtschaft
zwischen Normativität und Flexibilität

Brigitta Hauser-Schäublin

249

Struktur und Handlung

Ethnologische Generationenforschung in Afrika

Erdmute Alber, Tabea Häberlein

281

Namibische Wahlverwandtschaften:
Zur Dualität von Struktur und Handlungsfreiheit
in der Verwandtschaftsethnologie

Michael Schnegg, Julia Pauli

305

Angaben zu den Autorinnen und Autoren

329

Sach- und Personenregister

331

Verwandtschaft heute: Positionen, Ergebnisse und Forschungsperspektiven

Michael Schnegg, Julia Pauli, Bettina Beer, Erdmute Alber¹

Not that lineage stuff? Niedergang und Renaissance der Verwandtschaftsethnologie

Es gibt wohl nur wenige Themen der Ethnologie, die mit solcher Leidenschaft erforscht, verdammt und wiederentdeckt worden sind wie die Verwandtschaft. Während bis in die 1960er Jahre hinein die Analyse von Verwandtschaft noch als eigentlicher Kern der ethnologischen Arbeit und Theoriebildung galt, etwa in Robin Fox' Einführung in die Verwandtschaftsethnologie,² und viele zentrale Theoretiker und Theoretikerinnen der Ethnologie mit großem Engagement um die Beschreibung und das Verständnis von ‚Verwandtschaft‘ gerungen haben,³ änderte sich die Bedeutung des Gegenstandsbereichs in der Ethnologie ab den 1970er Jahren dramatisch (Lang 1989). Michael Peletz hat in diesem Zusammenhang von einem „cooling of anthropology's love affair with kinship“ (1995: 345) gesprochen. Linda Stone (2001: 1) beschreibt diesen Wandel als einen Übergang von Zentralität hin zu Marginalität innerhalb des Faches.

Seit ca. 15 Jahren lässt sich in der Ethnologie erneut ein Anstieg des Interesses am Thema Verwandtschaft beobachten. Dies manifestiert sich etwa darin, dass die Anzahl verwandtschaftsethnologischer Publikationen nach mageren Jahren wieder ansteigt. So sind, wie Linda Stone (2001: 2) beobachtet hat, nach 20 Jahren ohne neue Lehrbücher zur ethnologischen Verwandtschaftsforschung seit Mitte der 1990er Jahre gleich mehrere solcher Werke erschienen. Unter anderem ihr eigenes Lehrbuch zu Gender und Verwandtschaft (Stone 1997), aber auch die Arbeiten von Parkin (1997) und Holy (1996). Allerdings berücksichtigt Stone in ihrer Feststellung des 20-jährigen Hiatus der Publikation verwandtschaftsethnologischer Bücher nicht, dass Alan Barnard und Anthony Good 1984 eine hervorragende Einführung zu Theorien und Methoden der Verwandtschaftsethnologie veröffentlicht haben. Ein ähnlicher Trend wie bei Lehrbüchern erkennbar lässt sich auch bei den Aufsatzpublikationen beobachten, wie unsere explorative Analyse der Artikeltitle von vier international anerkannten ethnologischen Zeitschriften (*American Ethnologist*,

Ethnos, *Ethnology* und *The Journal of the Royal Anthropological Institute*)⁴ zeigt. Da leider erst seit Anfang der 1990er Jahre für die meisten Zeitschriften Schlagwörter ausgewertet werden, haben wir uns auf die Titel der Arbeiten beschränkt und analysiert, wie oft „*kinship*“ in ihnen genannt wird.⁵

Für den Zeitraum von 1980 bis heute lassen sich drei Phasen unterscheiden. Während bis in die Mitte der 1980er Jahre hinein im Schnitt noch vier Aufsätze pro Jahr zu dem Thema erschienen sind (1980 waren es sogar noch acht), so ist die Anzahl im darauf folgenden Jahrzehnt um mehr als ein Drittel zurück gegangen und lag lediglich bei etwa zweieinhalb Artikeln pro Jahr.⁶ Seit 1995 nimmt sie wieder zu und liegt inzwischen bei dreieinhalb Publikationen pro Jahr. Die Analyse zeigt damit eine U-förmige Verteilung, mit einem absoluten Tief in den späten achtziger und frühen neunziger Jahren und einer Renaissance in den letzten zehn bis zwölf Jahren. Diese Tendenz zeigt sich auch bei der Organisation von explizit verwandtschaftsethnologischen Konferenzen, Workshops und Panels sowie der Publikation der Beiträge dieser Treffen in Sammelbänden: Seit ca. Mitte der 1990er Jahre steigt deren Anzahl deutlich an.⁷

Diese Renaissance lässt sich auch im deutschsprachigen Raum beobachten; wengleich mit Verzögerung. Die Tatsache, dass sich für die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Halle im Herbst 2007 unabhängig voneinander zwei Teams (Erdmute Alber und Bettina Beer; Julia Pauli und Michael Schnegg) um ein verwandtschaftsethnologisches Panel bewarben, belegt diese Entwicklung. Verwandtschaftsethnologie hat sicherlich lange nicht mehr diesen Stellenwert auf einer DGV-Tagung eingenommen. Beide Teams hatten ein nahezu identisches Vorhaben, nämlich die neueren verwandtschaftsethnologischen Arbeiten im deutschen Sprachraum zu sichten und sie auf die internationalen Debatten um die so genannten *New Kinship Studies* (vgl. zusammenfassend Carsten 2004) zu beziehen. Das dann gemeinsam veranstaltete Panel mit dem Titel „Verwandtschaft heute“ sowie die anschließenden anregenden Diskussionen der Herausgebergruppe bilden die Grundlage dieser Veröffentlichung, mit der wir drei Ziele verfolgen: Erstens möchten wir die weitgehend auf den englischsprachigen Raum konzentrierten Debatten um *New Kinship* und ihre Rezeption im Fach einem deutschsprachigen und vor allem Deutsch lesenden Publikum vorstellen und damit gerade auch Studierenden und Anfängern in den Debatten um Verwandtschaft einen Einblick geben. Zweitens möchten wir die neueren verwandtschaftsethnologischen Entwicklungen im deutschsprachigen Raum in einer gemeinsamen Publikation dokumentieren. Und drittens wollen wir dadurch den neueren theoretischen verwandtschaftsethnologischen Debatten Impulse geben und zu ihrer Fortführung in unserem Sprachraum beitragen. Nach unserer Kenntnis sind die ethnologischen Debatten um *New Kinship* bislang in Deutschland noch nicht in einer Publikation gewürdigt worden.

Es gibt eine Reihe an Gründen für den Einbruch und die dann einsetzende dynamische Entwicklung der Verwandtschaftsethnologie, die in ähnlicher Form auch von Monika Böck und Aparna Rao (2000b), Janet Carsten (2004), Ladislav Holy (1996: 1–8) und Linda Stone (2001) beschrieben worden sind.⁸ Bis in die 1970er Jahre hinein wurde Verwandtschaft vor allem aus einer strukturfunktionalistischen oder einer strukturalistischen Perspektive betrachtet. Im Mittelpunkt der Betrachtungen standen die Regeln, nach denen Individuen bestimmten verwandtschaftlichen Gruppen zugeordnet werden, wesentlich die Regeln von Heirat und Filiation oder Deszendenz.⁹

Für die britischen Strukturfunktionalisten stand die Frage im Vordergrund, wie diese Prinzipien verbunden werden, um verwandtschaftliche Gruppen zu bilden, und welche sozialen, politischen und vor allem rechtlichen Konsequenzen sich daraus ableiten (Schnegg und Pauli, in diesem Band). Claude Lévi-Strauss stellte dagegen etwa zur selben Zeit in der Allianztheorie die Heirat als zentrales Element der verwandtschaftlichen Ordnung in den Vordergrund. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist das Inzesttabu als zentrales Merkmal menschlicher Gesellschaften. Es erfordert den Tausch von Frauen. Dadurch entstehen zwischen Frauennehmern und Frauengebern Allianzstrukturen, die weite Teile des sozialen, politischen und religiösen Lebens strukturieren (Lévi-Strauss 1969 [1949]).

In den 1970er und 1980er Jahren kam es zu einer massiven Kritik an diesen Ansätzen. Insbesondere David Schneider stellte in seinen Arbeiten heraus, dass die Verwandtschaftsethnologie auf der Illusion aufbaue, dass es universelle verwandtschaftliche Kategorien gebe (Schneider 1980 [1968], 1984). Dies, so Schneiders Argument, sei aber keineswegs der Fall. Es gelte nicht einmal für das amerikanische Verwandtschaftssystem, das viele Autorinnen und Autoren als Grundlage für die Analyse von außereuropäischen Systemen genutzt hätten. Für Schneider ist Verwandtschaft zu allererst ein symbolisches System, das im Rahmen kognitiver Ansätze als kulturspezifisches System von Bedeutungen verstanden werden müsse. Grundlegende Kategorien wie Blut oder Abstammung seien hinsichtlich ihrer je kulturspezifischen Bedeutung zu verstehen, sie gelten nicht universell. Diese Kritik von Schneider an der bisherigen Verwandtschaftsethnologie wurde von vielen Ethnologen und Ethnologinnen als so einschneidend wahrgenommen, dass sie immer wieder als Grund dafür genannt wurde, dass die Verwandtschaftsethnologie ihre Zentralstellung innerhalb des Faches verlor.

Ein weiterer Grund für das nachlassende Interesse an der Verwandtschaftsethnologie war der Vorbehalt gegenüber einer Herangehensweise, die sich kaum für Differenzen zwischen Regeln und tatsächlichem Verhalten interessierte und daher handlungstheoretisch inspirierte Ansätze kaum zuließ. Interessanterweise verlief die Auseinandersetzung mit diesem Problem in der Politikethnologie,

die mit dem Erscheinen von „African Political Systems“ (Fortes und Evans-Pritchard 1940) aus der Verwandtschaftsethnologie entstanden war und sich im Laufe der Jahrzehnte von dieser nahezu komplett gelöst hatte, gänzlich anders. Anders als in der Verwandtschaftsethnologie wurde in der Politikethnologie nahezu von Beginn an um die Differenzen zwischen Modell und gelebter Praxis gestritten. Gerade die klassischen Texte in „African Political Systems“ wurden Gegenstand zahlreicher Debatten auf der Basis neuer Feldforschungen, die die aufgestellten Kategorien aufgrund der beobachteten gelebten Praxis hinterfragten. Der Streit um Modelle und Kategorien und die sich ändernde gelebte Praxis und damit auch die historischen Veränderungsprozesse haben die Politikethnologie folglich nahezu von Beginn an begleitet und sich etwa im Vorwurf ahistorischer Argumentation der Strukturfunctionalisten oder auch im Streit um die Frage realer Herrschaftslosigkeit manifestiert.¹⁰ Dagegen führte das Unbehagen vieler Ethnologen und Ethnologinnen am Formalismus der strukturorientierten Verwandtschaftsethnologie eher zu Desinteresse. Vielen erschien die Verwandtschaftsethnologie als eine Art formalistische „Geheimwissenschaft“. Für ihre eigenen verwandtschaftsethnologischen Seminare an US-amerikanischen Universitäten hat Caroline Brettell diese Haltung sehr pointiert beschrieben. Eine Reihe Studierender sah Brettells Seminare zunächst als „painful rite of passage“ (2001: 48) an und begann die Kurse mit einer grundsätzlich ablehnenden Haltung, die im Titel von Brettells Text zusammengefasst ist: „*Not that lineage stuff*“ (ebd.). Allerdings erschloss sich die beeindruckende theoretische Vielfalt, historische Tiefe und interkulturelle Komplexität von Verwandtschaft auch diesen Studierenden im Laufe ihrer Seminare.

Schließlich trug die aufkommende feministische Ethnologie in den achtziger Jahren dazu bei, dass das Thema Verwandtschaft in den Hintergrund rückte, während gleichzeitig etwa Gender als analytische Kategorie stark an Bedeutung gewann (Yanagisako und Collier 1987). In ähnlicher Weise wurde von Autoren postkolonialer Arbeiten die Art und Weise kritisiert, wie Verwandtschaft bis in die 1970er Jahre in der Ethnologie untersucht wurde. Vor allem Adam Kuper zeigte, wie die koloniale Einteilung in ‚zivilisierte‘ und ‚primitive‘ Gesellschaften auch ihren Niederschlag in verwandtschaftlichen Kategorien und Interpretationen gefunden hatte (Kuper 1982, 1988; siehe auch Böck und Rao 2000b).

Die Renaissance der Verwandtschaftsethnologie seit Mitte der 1990er Jahre erklärt sich vor allem durch einen Wandel der Konzeption von Verwandtschaft. Diese neueren Arbeiten, die manchmal unter dem Label *New Kinship Studies* zusammengefasst werden, nähern sich ihrem Gegenstand anders als die verwandtschaftsethnologischen Arbeiten der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts (Carsten 1997, 2000, 2004, 2007; Weismantel 1995). Zunächst

stellen sie grundlegend in Frage, dass genealogische Verbindungen die alleinige Grundlage von Verwandtschaft seien. Dabei wird das genealogisch oder affinal begründete Konzept Verwandtschaft durch das Konzept der *relatedness*, des Verwandtseins, ersetzt. Dieses Verwandtsein, eine prinzipiell veränderbare Zustandsbeschreibung, ist hinsichtlich seiner Bedeutung bewusst sehr offen formuliert. Janet Carsten etwa definiert es folgendermaßen: „The ways in which people create similarity or difference between themselves and others“ (2004: 82). Als „verwandt“ im Sinne von *relatedness* gelten nach Carsten jene Menschen, die sich als verwandt verstehen, unabhängig von der kulturspezifisch zu klärenden Frage, worauf dieses Empfinden von Verwandtschaft gründet. Auf Carsten aufbauend sieht Signe Howell (2007: 9) *relatedness* als Ergebnis von drei möglichen Praktiken des *kinning*, des „Verwandt-Machens“, die sie als *nature*, *nurture* und *law* systematisiert, also biologische oder als natürlich vorgestellte Zusammenhänge, das soziale Teilen durch Nahrung oder Erziehung, und schließlich Gesetze.

Nun haben viele der neueren Verwandtschaftsforschungen zunächst den Bereich der *nature*, die biologischen, genetischen oder genealogischen Zusammenhänge, außer acht gelassen und sich auch weniger für Rechtsfragen interessiert, da diese zunächst nur die Normen und Regeln zu repräsentieren scheinen und nicht die gelebte Verwandtschaft. Bemerkenswert viele Arbeiten wurden hingegen zum zweiten Bereich veröffentlicht, der in der Verwandtschaftsforschung bis dahin kaum thematisiert worden war: das alltägliche Teilen von Substanzen, Erfahrungen oder auch Räumen, Zeiten und Orten, das seither als zentrales Moment des Verwandtseins und Verwandtwerdens gesehen wird.

Geteilte Substanzen können Körpersubstanzen wie Blut, Sperma oder auch Gene sein, womit genealogische Verwandtschaft ausdrücklich eingeschlossen wird. Der entscheidende Punkt dieser Herangehensweise ist jedoch, dass das Konzept geteilter Substanzen nicht auf diese beschränkt ist und das Teilen anderer Substanzen, die keine menschlichen Körpersubstanzen sind, mit einschließt. Dazu gehört etwa das Teilen von Nahrung, mit dem sich Janet Carsten (1997), Catrien Notermans (2004) und Mary Weismantel (1995) in ihren Fallstudien aus Malaysia, Kamerun und Ecuador beschäftigten. Diskutiert wurde ferner die Bedeutung einschneidender gemeinsamer Erlebnisse für die Konstituierung von Verwandtschaftsbeziehungen wie sie etwa von Kath Weston (1991) in ihrer Ethnographie homosexueller Verwandtschaft beschrieben wurden. Ein weiteres Beispiel liefert auch der Beitrag von Nikolaus Schareika in diesem Band, in dem er die Bedeutung von Ritualen für die Anerkennung und Bestätigung von Verwandtschaftsbeziehungen bei den westafrikanischen Woodaabe herausstreicht. Diese Sicht ermöglicht es schließlich auch, die Bedeutung jener Körpersubstanzen für Verwandtschaftsbeziehungen neu zu überdenken, die nicht zwingend auf genealo-

gische Verbindungen verweisen. So ist für Nord- und Westafrika häufig beschrieben worden, dass sich Mutterschaft zentral im Stillen ausdrückt. Folgerichtig befassen sich neuere Arbeiten, etwa die von Edouard Conte und Saskia Walentowitz (im Druck) mit den so genannten Milchbruderschaften.

Die neueren Entwicklungen der Verwandtschaftsethnologie sind nicht unwidersprochen geblieben. Ein prominenter Vertreter dieser Kritik im deutschsprachigen Raum ist Georg Pfeffer, der den generellen Mangel an formalen verwandtschaftsethnologischen Kenntnissen in der heutigen Ethnologie beklagt (2008) und eine Gegenposition zu *New Kinship* und zugleich seine eigene Grundposition mit dem Vortragstitel „Verwandtschaft als Verfassung“ (Pfeffer 2005) auf einen griffigen Nenner gebracht hat.¹¹ Auch sein Schüler Roland Hardenberg (2006) wirft Janet Carsten und den *New Kinship Studies* Ignoranz gegenüber formalen Analysen von Verwandtschaft vor.

Auch international wird die Warnung vor dem Verlust formaler Kompetenz oder „technischer Expertise“ (Parkin 2009) in der Verwandtschaftsethnologie lauter.¹² Am deutlichsten ist wohl Warren Shapiro (2008) in seiner kognitionsethnologischen und neo-evolutionären Dekonstruktion eines Artikels von Susan McKinnon (2005) geworden, die er stellvertretend für die *New Kinship Studies* sehr polemisch angreift. Shapiro wirft McKinnon und anderen Vertreterinnen und Vertretern dieser Richtung vor, dass ihr konstruktivistischer Ansatz des „Verwandtschaft-Machens“ verkenne, dass Verwandtschaft immer sogenannter fokaler Kategorien bedarf, die ihrerseits evolutionär begründet und genealogisch fundiert seien. Diese Auseinandersetzungen um die *New Kinship Studies* setzen auch ältere Kontroversen fort, die um die Dialektik von Gegebenem und Gemachten kreisen (Stone 2001, 1997: 1–25).¹³

Trotz dieser zu berücksichtigenden Kritik haben die *New Kinship Studies* wegweisende Impulse für die Wiederbelebung und Neuorientierung der Verwandtschaftsethnologie geliefert, insbesondere dadurch, dass gelebte Verwandtschaft, also die soziale Praxis von Verwandtschaft, stärker in den Mittelpunkt gerückt ist. Dies und die Betonung der höchst unterschiedlichen Ausdrucksweisen von *relatedness* lieferten wichtige Anregungen für die Feldforschungspraxis und die verwendeten Methoden. Allerdings scheint es uns sinnvoll, den Blick nicht allein auf das zu verengen, was Howell *nurture* nennt, also ausschließlich auf die Verwandtschaft konstituierende und aufrechterhaltende Dimension der Fürsorge und des Versorgens. Der Bereich, den sie *law* nennt, also der rechtliche, dabei der nationalstaatliche wie international vorgegebene Rechtsrahmen, kann Verwandtschaft konstituieren. Dies zu berücksichtigen bedeutet nicht zuletzt, neue theoretische Brücken zwischen Verwandtschafts- und Politikethnologie zu schlagen. Und schließlich scheint uns das Empfinden genealogischer Zugehörigkeit, wie es derzeit in den

Debatten um die neuen Reproduktionstechnologien (in diesem Band Hauser-Schäublin) diskutiert wird, immer noch ein zentraler und Gesellschaften übergreifender Ausdruck für Verwandtschaft zu sein.

Bei der Verengung der Debatten nur auf alltäglich gelebte Zusammengehörigkeit besteht zudem die Gefahr, dass der Blick auf den weiteren strukturellen verwandtschaftlichen Rahmen verloren geht. Jedes Aushandeln und jede Schaffung von Verwandtschaft finden vor dem Hintergrund bestehender verwandtschaftlicher Strukturen statt, die durch die Praxis bestätigt oder in Frage gestellt werden können. Diese Aspekte wurden etwa in den Arbeiten von Schweizer und White angesprochen, die theoretische und methodische Wege aufzeigten, wie man Strukturen als verwandtschaftliche Netzwerke beschreiben kann, die aus den Handlungen einzelner Akteure entstehen (Schweizer und White 1998). Der strukturelle Rahmen von Verwandtschaft wird heute auch von staatlich verfassten Regelungsmechanismen wie dem Familien- oder Staatsbürgerrecht geprägt. Auch staatliche Politik, etwa die Renten- oder Sozialpolitik stellt einen wichtigen und heute unabdingbaren Rahmen für verwandtschaftliches Handeln und nicht zuletzt für die Veränderungen verwandtschaftlicher Alltagspraxis dar, wie es beispielsweise in Tatjana Thelens Beitrag in diesem Band zum Ausdruck kommt.

In den 1980er und 1990er Jahren ist auch die Frage aufgeworfen worden, ob Verwandtschaft als soziale Kategorie in einer zunehmend globalisierten und de-lokalisierten Welt nicht an Bedeutung verliert. Damit, so das Argument, würden viele der von der Verwandtschaftsethnologie diskutierten Fragen ohnehin unwichtiger werden. Für die westliche Welt liegt inzwischen eine ganze Reihe an Studien vor, die zeigen, dass die Bedeutung von Verwandtschaft auch in komplexen und mobilen Gesellschaften sehr groß ist (Freeman und Ruan 1997, Höllinger und Haller 1990, Schweizer, Schnegg und Berzborn 1996). Das zeigen Analysen aus den USA oder Europa wie auch eine großangelegte vergleichende ethnologische Untersuchung des europäischen Verwandtschafts-systems (Heady und Schweitzer 2009). Nicht zuletzt belegen neuere Arbeiten über transnationale Verwandtschaft (Hirsch 2003, Levitt 2001) oder den Transfer von Verwandtschaft im globalen Raum etwa durch transnationale Adoptionen (Howell 2007), dass für ein Verständnis von Globalisierungsprozessen und die vielfältigen Formen des transnationalen Austausches die Erforschung von verwandtschaftlichen Verbindungen zentral sein kann. In diesem Band wird dies vor allem von Heike Drotbohm thematisiert. Mehrere Beiträge dieses Bandes belegen, dass Verwandtschaftsbeziehungen weder in modernen industriellen Produktionsstätten wie Fabriken (Fischer), transnationalen Netzwerken (Drotbohm), komplexen Gesellschaften (Hauser-Schäublin, Thelen) noch in interethnischen Beziehungen (Beer) ihre Bedeutung eingebüßt haben.

Der Titel dieses Buches – ‚Verwandtschaft heute‘ – greift die Vielschichtigkeit dieser Prozesse und Diskussionen auf. Wir möchten damit zum einen zum Ausdruck bringen, dass Verwandtschaft ein zentraler Gegenstand der Ethnologie bleibt, dessen Konzeptualisierung und Untersuchung jedoch zum anderen empirisch kontrovers diskutiert wird. Diese Vielschichtigkeit der Analyse und Interpretation von Verwandtschaft spiegelt sich auch in den Beiträgen dieses Bandes, die von Neuinterpretationen klassischer verwandtschaftsethnologischer Themen wie Heirat und Deszendenz bis zu stark von den *New Kinship Studies* inspirierten Arbeiten des Machens von Verwandtschaft reichen. Das Buch ist in drei Teile gegliedert, die diese Tendenzen in den Diskussionen abbilden und auch die weiteren Gliederungspunkte dieser Einleitung vorgeben: (1) die Neuinterpretation ‚klassischer‘ verwandtschaftsethnologischer Themen, (2) das Verwandtschaft machen, und (3) die Dialektik von Struktur und Handlungsfreiheit. Auch wenn die einzelnen Beiträge je einem dieser drei Punkte zugeordnet sind, berühren oder thematisieren viele von ihnen auch die anderen Aspekte. Nach der Auseinandersetzung mit diesen drei zentralen Themen der derzeitigen Verwandtschaftsforschung schließen wir diese Einleitung, indem wir vor dem Hintergrund der Beiträge reflektieren, inwieweit sich nicht nur die Positionen und Ergebnisse der Verwandtschaftsethnologie verändern und erweitern, sondern auch, welche methodischen Konsequenzen diese Entwicklungen haben. Hierbei berücksichtigen wir vor allem die methodische Herangehensweise und die Rolle des Forschers und der Forscherin und stellen abschließend dar, inwieweit sich Konvergenzen von Themen und Diskussionszusammenhängen in Nachbardisziplinen beobachten lassen. Daraus leiten wir abschließend einige Perspektiven für zukünftige Forschungen zum Thema Verwandtschaft ab.

Klassische Themen neu interpretiert: Heirat, Deszendenz und Filiation

Wie Adam Kuper in einem leidenschaftlichen Plädoyer für die Untersuchung von Heirat unterstreicht, sind und bleiben für die meisten der von Ethnologen und Ethnologinnen untersuchten Menschen Heirat, Deszendenz und Filiation¹⁴ zentrale Themen ihres Alltags und ihrer Verortung in den jeweiligen Gesellschaften: „Marriage choices are regarded in very many societies as the most important decisions in life, almost certainly too important to be left to any individuals to make for themselves. It would be a disaster if anthropologists found that they had nothing to say about matters that are so essential to most of the people we live among“ (2008: 733).

Zwei Beiträge des vorliegenden Bandes widmen sich dem Thema Heirat. Die Beiträge von Gabriele Alex und Bettina Beer zeigen, dass sich unter veränderten sozialen Bedingungen zwar Partnerwahl und Heiratsstrategien wandeln, die Heirat als solche aber keineswegs unwichtiger wird. Deren Bedeutungen und Interpretationen verschieben sich, für die Reichweite und Nutzung persönlicher Netzwerke sind sie aber weiterhin zentral.

Gabriele Alex macht in ihrem Artikel deutlich, wie sich Veränderungen im tamilischen Verwandtschaftssystem abzeichnen, das nach Louis Dumont durch das Prinzip der Allianz charakterisiert ist. Wiederholte Kreuzbasen- und ZD-Heiraten¹⁵ betonen die patrilaterale, aber integrieren gleichzeitig die matri-laterale Verwandtschaft, dabei wird dem Mutterbruder eine wichtige Position zugewiesen. Dieses System produziert lokal deutlich abgegrenzte Gruppen. In den letzten Jahrzehnten veränderten sich diese Praktiken: Der Mutterbruder hat an Bedeutung eingebüßt; und vor allem die ZD- und Kreuzbasen-Heirat, die Allianzen begründen, werden von neuen Kriterien der Partnerwahl, wie Ausbildung und wirtschaftlicher Position des Heiratspartners, abgelöst. Statt der direkten Kreuzbasen- und ZD-Heirat wird heutzutage häufig die Heirat mit Nichtverwandten (*anniyam*), die aber innerhalb des gleichen Heiratsbezirkes wohnen, propagiert. Aber auch medizinische Gründe werden angeführt, wenn es darum geht, warum nicht mehr in den alten Beziehungsmustern geheiratet wird. Außerdem ist durch die Politik der Ein-Kind-Familie die typische Bruder/Schwester-Beziehung nicht mehr in allen Familien vorhanden, und so verschwinden wichtige Rollen und Beziehungsmuster. Trotz dieser Veränderungen bleibt jedoch die interne Logik der Allianz bestehen, und Verwandtschaftsbeziehungen und die sie begleitenden und betonenden Rituale behalten ihre Wichtigkeit. Der Artikel skizziert die Veränderungen in der Verwandtschaftskonfiguration, die sich durch veränderte Heiratspraktiken und Familienplanung ergeben haben, indem die Praxis und die Werte verschiedener Generationen diskutiert werden.

Bettina Beers Beitrag zu interethnischen Beziehungen und Heirat in Papua-Neuguinea veranschaulicht, wie zentral es ist, Verwandtschaftsbeziehungen nicht mehr vorwiegend entlang nationaler, ethnischer oder kultureller Grenzen zu untersuchen. Gerade dann, wenn Grenzen überschritten werden, wird zum einen deutlich, dass und wie Verwandtschaft zur Aufrechterhaltung bzw. Auflösung der Grenzen sozialer Kollektive beiträgt und zum anderen, wie innerhalb von oder gegen nach wie vor bestehende Strukturen (Heiratsge- und -verbote, Präferenzen, Normen und Regeln) Akteure Entscheidungen treffen, die Strukturen in unterschiedlichem Ausmaß längerfristig verändern können. Am Beispiel hyper- und hypogamer interethnischer Heiraten bei den Wampar, durch die Partner mit gleichem oder unterschiedlichem sozialen Status (Ausbil-

dung, Position in interethnischen Hierarchien) und aus unterschiedlichen (etwa patri- und matrilinearen) Verwandtschaftssystemen zusammenkommen, zeigt sich, dass diese grenzüberschreitenden verwandtschaftlichen Beziehungen entscheidend zu soziokulturellem Wandel beitragen. In Gesellschaften, in denen der Zugang zu Land – eine der wichtigsten Ressourcen bäuerlicher Produktion – verwandtschaftlich organisiert ist, haben solche Neuordnungen weitreichende wirtschaftliche und politische Konsequenzen. Langfristig können neue soziale Differenzierungen und Hierarchien entstehen.

Sowohl Bettina Beer als auch Gabriele Alex richten ihren Blick auf die Dynamik von Heirat und Verwandtschaft unter sich ändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Auch wenn die Arbeiten die neueren Entwicklungen in der Verwandtschaftsethnologie mitreflektieren und ihre ‚Neuinterpretationen klassischer Themen‘ vor allem durch die Kategorien des gesellschaftlichen Wandels erweitern, sind beide Beiträge keine radikale Abkehr von älteren verwandtschaftsethnologischen Arbeiten, sondern führen deren Anliegen in modifizierter Weise fort.

Der Beitrag von Elisabeth Timm greift ein weiteres klassisches Thema der Verwandtschaftsethnologie auf, und zwar die Untersuchung von Genealogien und Deszendenz. Sie nähert sich dem Gegenstand allerdings keineswegs ‚klassisch‘. Anders als viele ethnographische Vorläufer, die die Erhebung genealogischer Daten dazu genutzt haben, soziale Gruppen, Netzwerke und Strukturen zu verstehen,¹⁶ geht es Timm in ihrer volkskundlichen, praxeologischen und diskursanalytischen Untersuchung österreichischer populärer Genealogen und Genealoginnen darum zu zeigen, wie sich einzelne Akteure durch ihre genealogischen Forschungen Familiengeschichte aneignen und somit auch Identitäten konstruieren. Diese individuellen Praktiken müssen, so Timm, jedoch in einem größeren Zusammenhang auch im Rahmen der Gouvernementalität von Verwandtschaft im Foucaultschen Sinne verstanden werden. Timm konzentriert sich folglich vor allem auf das Verwandtschaft machen, auf die genealogische Praxis vor dem Hintergrund bestimmter politischer, sozialer und ökonomischer Rahmenbedingungen. In diesem Sinne beschreibt sie auch die Praktiken der von ihr untersuchten populären Genealogen und Genealoginnen als eine ‚aktive Nutzung einer kulturellen Möglichkeit‘, die grenzüberschreitend und oft transnational ist. Des Weiteren zeigen die von Timm beschriebenen genealogischen Aktivitäten auch deutlich, dass Familie und Verwandtschaft in keiner Weise im Zuge der Moderne ‚zerfallen‘, sondern vielmehr in neuen Praktiken und Diskursen auf- und weiterleben.

Die beiden Beiträge von Judith Bovensiepen und Nikolaus Schareika widmen sich schließlich einem dritten ‚klassischen‘ Bereich der Verwandtschaftsethnologie, und zwar der Filiation. Sowohl bei Bovensiepen als auch

bei Schareika sind Beziehungen zwischen Eltern und Kindern jedoch eng mit Heiratsbeziehungen und weiteren Austauschbeziehungen verknüpft.

Dabei verweist der Beitrag von Judith Bovensiepen stellvertretend für eine Reihe neuerer Ansätze in der Verwandtschaftsethnologie darauf, dass Filiation nicht unbedingt die Beziehungen zwischen Eltern und ihren leiblichen Kindern meinen muss. In vielen Gesellschaften, so auch in Ost-Timor, Bovensiepens Forschungsgebiet, werden Kinder institutionalisiert an Pflegeeltern gegeben und von diesen aufgezogen.¹⁷ Ausgangspunkt der Analyse von Pflegschaftsbeziehungen in Osttimor ist Bovensiepens Beobachtung, dass das Geben und Nehmen von „Kindern“ – und dazu zählen in Osttimor auch junge Frauen und Männer bis zu ihrer Hochzeit – in eine Vielzahl an Austauschbeziehungen integriert ist, etwa den Ausgleich von uneingelösten Schulden, insbesondere Brautpreiszahlungen. Allerdings variieren Rechte und Verantwortung der Pflegschaftseltern deutlich. Auf Esther Goodys (1982) und Erdmute Albers (2009) Arbeiten zu Elternschaft in Westafrika aufbauend, diskutiert der Beitrag die unterschiedlichen Dimensionen der Zugehörigkeit von Pflegekindern in dem von ihr untersuchten Dorf Funar. Wesentlich für das Verständnis dieser Dynamiken ist, dass Frauen und Kinder im Rahmen traditioneller Tauschbeziehungen zwischen Frauengebern und Frauennehmern an andere Familien „abgegeben“ werden. Allerdings befinden sich Frauengeber und Frauennhmer in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, welches nach Bovensiepen durch die Übergabe von Kindern verstärkt wird.

Neben der Einteilung in Frauengeber und Frauennhmer im Rahmen solcher Transaktionen strukturieren auch Häuser, wie in den von Claude Lévi-Strauss für Südostasien und Südamerika beschriebenen „sociétés à maison“, die soziale Organisation des Dorfes. Die Bevölkerung Funars gehört zu unterschiedlichen Ursprungshäusern. Anhand einer ethnographisch detaillierten und fundierten Fallanalyse einer Pflegschaftsbeziehung zeigt Bovensiepen zum einen, welchen Schmerz und welche rechtlichen Konsequenzen die ein Kind ‚abgebende‘ Herkunftsfamilie erdulden muss und zum anderen, welche ökonomischen Ungleichheiten diesen sozialen Praktiken zugrunde liegen. Diese Prozesse des Austausches müssen nicht notwendigerweise zu Allianzen und zur Milderung sozialer Spannungen führen, wie es die Norm vorsieht, sondern können unter bestimmten Umständen auch den gegenteiligen Effekt, eine Verschärfung von Ungleichheit und Hierarchie, mit sich bringen.

Wie auch Judith Bovensiepen stellt Nikolaus Schareika den Austausch als verwandtschaftliche Beziehungen und Bedeutungen schaffende Interaktion in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen der Filiation und Heirat bei den Wodaabe, äußerst mobilen und spezialisierten Rinderhaltern der westafrikanischen Sahelzone. Dabei interessiert ihn vor allem der öffentliche Prozess der Sinngebung verwandtschaftlicher Beziehungen.

Schareika versteht Verwandtschaft bei den Wodaabe als einen sozialen Vorgang der selektierenden und wertenden „Anerkennung“ (*recognition*) bestimmter Beziehungen, der immer öffentlich gemacht und gelebt werden muss. Vor diesem Hintergrund fragt er, wie spezifische symbolische und materielle Handlungen die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Gemeinschaft strukturieren, so dass diese bereit sind, ein Individuum als in einer bestimmten Relation zu anderen Individuen stehend zu betrachten. Ähnlich wie in dem Beitrag von Elisabeth Timm geht es also auch bei Schareika um eine detaillierte Analyse sozialer Praxis. Allerdings konzentriert Nikolaus Schareika sich auf die aus der Praxis resultierenden sozialen Strukturen und nicht wie Timm auf Diskurse und Identitäten. Filiation und Heirat – beide durch den Transfer und den öffentlichen, rituellen Konsum von Rindern markiert – sind bei den Wodaabe die zentralen verwandtschaftsetablierenden Prozesse. Schareika kommt zu dem Ergebnis, dass die durch die Gesellschaft geteilte und bestätigte Anerkennung der sozialen und rechtlichen Institution der Vaterschaft durch die gleichen Formen sozialen Austauschs entsteht und bestätigt wird wie die der Institution Ehe. Der Fortbestand solcher materiell und symbolisch erzeugter verwandtschaftlicher Beziehungen basiert auf der Konstituierung einer überindividuellen Öffentlichkeit, deren geteiltes Wissen über eine Verwandtschaftsbeziehung den Rahmen dafür abgibt, dass sich die einzelnen Gruppenmitglieder an die neu geschaffene symbolische Realität halten bzw. zu ihrer Durchsetzung beitragen. Diese Praxis ist aber durchaus hinterfragbar und fragil, wie die von Schareika diskutierten Raub- bzw. Gegenheiraten bei den Wodaabe zeigen, die keine zentralen Herrschafts- und Regelungsinstanzen haben. Da die Legitimierung verwandtschaftlicher Beziehungen nicht allumfassend, sondern vielmehr an eine bestimmte, sie legitimierende Öffentlichkeit gebunden ist, kann für die Wodaabe eine verheiratete Frau aus Klan A eine heiratsfähige Frau in Klan B sein. Verwandtschaft entsteht bei den Wodaabe also in einem öffentlichen (und damit bis zu einem gewissen Grad auch offenen) Prozess der Etablierung und Institutionalisierung von sozialem Sinn.

Alle fünf Beiträge des Abschnittes zeigen deutlich, welch hohen Stellenwert klassische Aspekte der Verwandtschaftsethnologie weiterhin für die Untersuchten haben. Deszendenz, Filiation und Heirat sind zentrale und damit auch umstrittene Bereiche des menschlichen Lebens. Auch in anderen Beiträgen dieses Bandes spielen sie eine wichtige Rolle. So befassen sich Alber und Häberlein in ihrem Beitrag zu Generationenbeziehungen etwa mit dem verwandtschaftlichen Generationenbegriff, der eine Verallgemeinerung des Prinzips der Filiation darstellt. Auch bei Thelen sind die Beziehungen zwischen

Eltern und Kindern von zentraler Bedeutung für die Sicherung des Alters in Ostdeutschland. Innovativ für das Thema der Filiation ist bei Thelen, dass sie die Beziehungen zwischen Nachkommen im Seniorenalter und ihren sehr alten Eltern als wichtiges Element der Versorgung alter Menschen in einer alternden postindustriellen Gesellschaft herausstreicht. Dieser Aspekt verdeutlicht, dass die durch das Prinzip der Filiation entstandenen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern die jeweiligen Akteure oft ihr Leben lang begleiten und gerade nicht ausschließlich für das Lebensalter Kindheit wichtig sind. Dass sie auch in postindustriellen Gesellschaften oft alle Altersphasen eines langen Lebens überdauern und von anhaltenden sozialen Verbindlichkeiten geprägt sind, bestätigt einmal mehr die herausragende Bedeutung von Verwandtschaft als Struktur gebendem Prinzip für das soziale Miteinander von Menschen.

Diese Persistenz von Filiationsbeziehungen ist auch ein zentraler Aspekt des Beitrags von Heike Drotbohm, hier nicht über lange Zeiträume, sondern über große geographische Entfernungen hinweg. Wie Mutterschaft als zentrale Säule sozialer Nahbeziehungen in Cap Verde über transnationale Räume hinweg aufrechterhalten werden kann und welche neuen Kommunikationsmedien und Formen des Austausches entwickelt werden, ist zentraler Gegenstand ihres Beitrags.

Alle Beiträge zu Deszendenz, Filiation und Heirat betonen die Akteursperspektive und präsentieren detaillierte Fallgeschichten. Soziale Praxis wird vor allem anhand des Fallmaterials analysiert, das auch Normverletzungen, kulturelle Brüche und damit gesellschaftlichen Wandel beinhaltet. Auch wenn Normverletzungen, Brüche und Wandel keine vollkommen neuen Themen der Verwandtschaftsethnologie sind, so kann doch festgehalten werden, dass die Emphase auf den Aspekt der ‚gelebten Verwandtschaft‘, wie sie in allen Beiträgen dieses Abschnitts deutlich wird, ein zentraler Baustein der ‚Neuinterpretation klassischer Themen‘ ist.

Diese grundlegende Gemeinsamkeit der Beiträge beinhaltet aber auch eine bemerkenswerte Variation der Einheiten, in die die handelnden Akteure integriert sind sowie das Moment des Wandels. Beer und Alex beleuchten ihre Fallgeschichten vor dem Hintergrund umfassender und tief greifender wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Transformationen. In dem Beitrag von Timm spielt eher die Erkenntnis des ‚Nicht-Wandels‘ eine Rolle, sie kommt zu dem Schluss, dass die Familie in Österreich keineswegs zerfällt. Anders als die Beiträge von Alex, Beer, Schareika und Bovensiepen, die alle auf stationären Feldforschungen beruhen und Individuen auf einer mittleren Ebene, etwa in Haushalten oder Dörfern, sozial verorten, werden die von Timm betrachteten Akteure vor allem vor dem Hintergrund von Makrodiskursen wie der Gouvernementalität und der Rolle des Staates analysiert. Bovensiepen

und Schareika beschäftigen sich schließlich kaum mit Fragen des Wandels, sondern interessieren sich für Fragen der Etablierung, Legitimierung und Repräsentation verwandtschaftlicher Beziehungen.

Verwandtschaft machen

Dass es sich bei Verwandtschaft um ein universelles soziales Ordnungsprinzip handelt, das in allen Gesellschaften in unterschiedlicher Art und Weise und mit sehr verschiedenen Vorstellungen über die je konkreten Verwandtschaftsbeziehungen für die soziale Organisation eine wichtige Rolle spielt, haben wohl auch die größten Skeptiker der Verwandtschaftsethnologie nie ernsthaft bestritten. Diese Anerkennung der Universalität des Prinzips Verwandtschaft als soziales Ordnungs- und Bezugssystem – vergleichbare universelle Prinzipien wären etwa Alter, Geschlecht oder vermutlich auch Ethnizität – heißt jedoch nicht, dass konkrete Verwandtschaftsbeziehungen als solche ebenso feststünden oder als gegeben vorausgesetzt werden können wie die wohl universelle Idee, dass Verwandtschaft das Zusammenleben von Menschen, soziale Nähe und Distanz, aber auch gegenseitige Verpflichtungen prägt.

Dass konkrete Verwandtschaftsbeziehungen grundsätzlich natürlich oder qua Genealogie vorgegeben seien, hat auf der anderen Seite auch die klassische Verwandtschaftsforschung selten behauptet. Gleichwohl ist das Thema des Entstehens von Verwandtschaftsbeziehungen noch nie so sehr in die Aufmerksamkeit der Verwandtschaftsforschung gerückt worden wie in den vergangenen 15 Jahren.

Dabei sollte erwähnt werden, dass sich diese Entwicklung in eine allgemeine Tendenz einer sozialkonstruktivistischen Herangehensweise einfügt, wie sie in der Sozialethnologie wie auch ihren Nachbarwissenschaften, vor allem der Wissenssoziologie und der Geschichtswissenschaft seit den 1980er Jahren an Verbreitung gewonnen hat. Die Betonung der „gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit“ (Berger und Luckmann 1980) heißt für die Verwandtschaftsethnologie, der Frage nachzugehen, wie Verwandtschaft gemacht wird, wie sie ausgehandelt, symbolisch erzeugt, durch Alltagshandeln bestätigt, durch einen sich wandelnden Rechtsrahmen verändert und schließlich, was über Verwandtschaftsbeziehungen konkret von welchen Akteuren gewusst und vermittelt wird. Dabei gehen die wenigsten Autoren und Autorinnen heute noch so weit zu behaupten, dass es keinen prädiskursiven verwandtschaftlichen Raum gibt, dass also Ereignisse wie Geburt und Tod nur durch die diskursive Praxis Wirkung erhalten.

Diese Fragerichtung weist zahlreiche Parallelen zu anderen Entwicklungen in der Sozialethnologie auf, etwa den anhaltenden Diskussionen um die Konstruktion von Ethnizität. So lässt sich etwa Benedict Andersons (1981) These vom Nationalismus als vorgestellter Zugehörigkeit (*imagined community*) ohne weiteres auf die Verwandtschaft übertragen, eine These, die beispielsweise Bryceson und Vuorela in ihrer Einleitung zum Sammelband „The Transnational Family“ (Bryceson und Vuorela 2002) aufgegriffen haben oder Alber (2009) für ihre Theorie der Kindspflegschaft fruchtbar gemacht hat.

Dass Verwandtschaft gemacht wird, indem sie in realen sozialen Prozessen, die sich beständig ändern, gedacht, vorgestellt und gelebt wird, gehört zu den Grundthesen von *New Kinship*. Signe Howell (2007) hat für den Prozess des „Verwandtschaft-Machens“ den Begriff *kinning* eingeführt, eine Verbalkonstruktion, die aus dem Nomen *kin* bzw. *kinship* abgeleitet ist und die Prozesshaftigkeit und Aktivität auch sprachlich betont. Um ihre drei Formen des *kinning* – *nature*, *nurture* und *law* – geht es auch in den Beiträgen dieses Abschnitts.

In ihrem Beitrag zu Verbundenheit und Unterstützung alter Menschen in Ostdeutschland geht es Tatjana Thelen um die Frage, wer der zunehmenden Zahl alter Menschen in Ostdeutschland hilft und auf welche sozialen Netzwerke alte Menschen zurückgreifen können. Hier steht *nurture* zunächst im Vordergrund: Thelen zeigt an drei Fällen, wie Verbundenheit im Alter anhand von „scheinbar trivialen Handlungen“ hergestellt wird. Einige Personen werden durch alltägliche Hilfe (Einkaufen, Kochen, gemeinsamen Mahlzeiten, Zuhören) zu Verwandten, obwohl sie weder durch Geburt noch durch Heirat in dieser Beziehung zueinander standen. Sie reden sich mit Verwandtschaftstermini an und kommen den aus der Rolle erwachsenden Erwartungen und Verpflichtungen nach.

Ein wichtiges Resultat ihrer Forschungen ist, dass die biographische Zeitlichkeit und historische Gebundenheit von Verwandtschaft im Lichte des gesamten Lebenslaufs betrachtet werden muss. Hier kommt jener Bereich hinzu, den man mit Howell *law* nennen könnte, der aber über die gesetzliche Ebene hinausgeht und staatliches Handeln ebenso erfasst wie allgemeine Veränderungen struktureller Rahmenbedingungen. So haben die staatliche Rentengesetzgebung oder auch sehr konkret die Einführung der Pflegeversicherung zu einer Entlastung der Verwandtschaftsbeziehungen von direkten lebenserhaltenden und unmittelbar notwendigen Pflegeleistungen geführt und damit verändert, was von Verwandten erwartet werden kann und muss. Diese Entlastung führt jedoch nicht zur Auflösung, sondern zur Veränderung der Vorstellungen darüber, was Verwandte leisten müssen und sollten. Abnehmende Geburtenzahlen, steigende Lebenserwartung und die daraus resultierende längere Lebenszeit, die Kinder mit ihren Eltern verbringen, hat sich auch auf die intergenerationale Verbundenheit ausgewirkt.

Entscheidend für Thelens Argumentation hinsichtlich der Schaffung von Verwandtschaft ist die These, dass Verwandtschaftsbeziehungen abhängig vom Lebensalter sind und sich also im Laufe des Lebens wandeln. *Nature*, also biologische Verwandtschaft, scheint für ältere Menschen in Ostdeutschland wichtig zu sein, jedoch nur in jenen Fällen, in denen die Verwandtschaftsbeziehung im Laufe des Lebens nicht verloren ging. Aber auch Nachbarschaft oder das Zusammenwohnen im gleichen Haus oder Haushalt sind für gelebte Verwandtschaftsbeziehungen der älteren Menschen zentral.

Zu Beginn ihres Beitrags erwähnt Thelen, dass das Thema des *kinning*, des „Verwandtschaft-Machens“, besonders häufig für den Beginn des Lebens untersucht worden sei. Typischerweise konzentrierte sich auch Howell auf die Schaffung von Elternschaft am relativen Beginn des Lebens – durch Adoption. Auch die Literatur zu neuen Reproduktionstechnologien bestätigt diese These. Der Beitrag von Thelen zeigt hingegen, dass das aktive Schaffen, Gestalten, Verändern und dann nicht zuletzt Bewahren von Verwandtschaftsbeziehungen für Menschen eine lebenslange Aufgabe ist.

Mit Fragen den Beginn des Lebens betreffend setzt sich im vorliegenden Band vor allem Brigitta Hauser-Schäublin auseinander, die Verschiebungen des Verständnisses von Vaterschaft und Mutterschaft anhand der Diskussion der Entwicklungen der Humantechnologie und den dadurch ausgelösten öffentlichen Debatten in Deutschland untersucht. Hier geht es also ganz wesentlich um die Beziehungen zwischen *nature* – den gesellschaftlich geprägten Vorstellungen über Biologie, wie sie sich in den neuen Reproduktionstechnologien spiegeln – und *law*. Anhand der Veränderungen der Gesetzgebung, Pressemitteilungen des Bundesministeriums der Justiz, Informationen zu Sozialleistungen und der Berichterstattung in den Medien zeigt Hauser-Schäublin, welche neuen Problemfelder und Fragestellungen sich für verwandtschaftsethnologische Untersuchungen an der Schnittstelle von Gesetzgebung, sozialer Praxis und gesellschaftlichem Wandel ergeben. Verwandtschaftsbeziehungen werden, so zeigt sie anschaulich, nicht etwa durch die neuen Reproduktionstechnologien erzeugt, sondern durch die deren Entwicklung begleitenden gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozesse, die erst definieren und aushandeln, was nicht nur technologisch machbar ist, sondern auch angewendet werden darf. Dieser Beitrag verdeutlicht, dass *kinning* vermutlich niemals ausschließlich durch entweder *nurture*, *nature* oder *law* geschieht, sondern stets durch eine Kombinationen dieser drei Aspekte. Ob und wie sie sich jeweils konkret bedingen, bleibt eine empirische und möglicherweise auch theoretisch interessante Frage.

Zur Untersuchung der Schnittstelle zwischen *nature* und *law*, so belegt der Text Hauser-Schäublins, kann neben der Auswertung von Gesetzestexten

die Analyse öffentlicher Diskurse und Debatten, etwa in der medialen Berichterstattung, besonders fruchtbar sein. Denn in diesen Debatten können Verschiebungen gesellschaftlicher Vorstellungen über Verwandtschaft deutlich werden. Insofern verweist Hauser-Schäublins Beitrag also auch darauf, dass das methodische Repertoire der Verwandtschaftsethnologie nicht nur aus der teilnehmenden Beobachtung und der Erfassung von Verwandtschaftsbeziehungen besteht, sondern ebenso text- und diskursanalytische Techniken einschließen kann und gegebenenfalls muss.

Mit einer solchen Auswertung öffentlicher Debatten können jedoch die Innensichten der beteiligten Akteure nicht erfasst werden. Diese zu erforschen würde vermutlich den Aspekt der *nurture*, der tatsächlich gelebten alltäglichen Praxis des „Verwandtschaft-Machens“ jenseits der gesetzlichen Ebene, aber nicht ohne Bezug zu dieser, in den Vordergrund rücken. Hauser-Schäublin macht deutlich, dass es der Ethnologie letztendlich um beides gehen muss, auch wenn ihr Beitrag in diesem Band die individuellen Handlungsstrategien beim *kinning* nicht in den Vordergrund stellt. Sie betont, dass Verwandtschaft zwischen formalen und normativen Dimensionen einerseits und Praktiken des Schaffens nicht-formalisierter enger Beziehungen andererseits oszilliert.

Um individuelle Handlungsstrategien und deren Potential für die Schaffung von Verwandtschaftsbeziehungen geht es Gundula Fischer in ihrem Beitrag zu sozialen Beziehungen in einer tansanischen Fabrik. Ein Kerngedanke ihres Textes ist die Vorstellung, dass es kein entweder/oder von Verwandtschaft und Nicht-Verwandtschaft gibt, sondern dass aus der Alltagspraxis des *kinning* heraus (auch wenn Fischer den Begriff nicht verwendet) graduelle Abstufungen des „Verwandtseins“ denkbar sind. Das Modell für vollständige, richtige Verwandtschaft ist bei den von ihr beobachteten Fabrikarbeitern und Fabrikarbeiterinnen in Tansania die Blutsverwandtschaft; ideal ist eine blutsverwandte Beziehung, die durch Nähe, soziale Verbindlichkeit und Solidarität geprägt ist. Da auf Blutsverwandtschaft gründende Beziehungen in der Fabrik diesem Ideal nicht immer nachkommen und zudem nicht alle Arbeiter und Arbeiterinnen unter den Arbeitskollegen und -kolleginnen Verwandte haben, entstehen Verwandtschaftsbeziehungen unter biologisch Nicht-Verwandten, die auf normativen Modellen „richtiger“, also solidarischer Verwandtschaftsbeziehungen beruhen und diese alltäglich leben.

Unter dem Begriff „assistierende Verwandtschaft“ fasst Fischer egalitäre Bindungen zusammen, die auf Solidarität und gegenseitiger Unterstützung basieren. Arbeiter und Arbeiterinnen knüpfen, festigen (oder lösen) kollegiale Beziehungen, deren Partner und Partnerinnen sich gegenseitig mit Verwandtschaftstermini bezeichnen. Assistierende Verwandtschaft kann aus gegenseitiger finanzieller Unterstützung, Hilfe in der Eingewöhnungsphase

in einer Fabrik oder im Arbeitsprozess entstehen. Solche horizontalen Verbindungen zwischen Arbeitern und Arbeiterinnen werden hierarchischen Patronage-Beziehungen gegenübergestellt und als Form der Stärkung und Solidarisierung genutzt.

Bemerkenswert an Fischers Beitrag ist zudem der Forschungsort. Sie bricht mit dem gängigen Schema, Verwandtschaft entweder in „traditionellen“ Gesellschaften außerhalb Europas oder in modernen Institutionen in Euroamerika zu untersuchen und damit eine neue Teilung zwischen „the West and the rest“ nachzuvollziehen, wie dies Janet Carsten (2004) für die neuere Verwandtschaftsforschung beklagt hat. Mit der Auswahl einer Fabrik in Afrika hebt sie diese Trennung auf und zeigt, dass auch außerhalb Euroamerikas Verwandtschaftsbeziehungen nicht nur auf traditionellen Normen basieren, sondern auch Teil moderner Industriekultur sind.

Dass Verwandtschaftsbeziehungen nicht nur eine lokale und regionale Reichweite haben, sondern in einer globalisierten Welt auch über transnationale Räume hinweg geschaffen und aufrecht erhalten werden müssen, ist der zentrale Gegenstand von Heike Drotbohms Auseinandersetzung mit transnationalen Verwandtschaftsbeziehungen auf Cap Verde. Für die Bewohner und Bewohnerinnen Cap Verdes sind transnational gelebte Verwandtschaftsbeziehungen jedoch nichts Neues. Vielmehr geht es Drotbohm um die historische Tiefe der bemerkenswerten Mobilität, mit der die Akteure im Laufe der vergangenen Jahrhunderte immer wieder auf neue soziale und ökonomische Rahmenbedingungen reagierten, welche von sich wandelnden Abhängigkeiten und großen ökonomischen Kontrasten geprägt waren. In den Schilderungen der verschiedenen Migrationen durch die Jahrhunderte erwähnt Drotbohm einen wichtigen Aspekt des *kinning*, der in der Literatur selten thematisiert wird: Verwandtschaft kann nicht nur gemacht und aktiv geschaffen werden, sondern ebenso verloren gehen oder brechen. Thelen hatte dies ebenfalls am Rande thematisiert. Bei Drotbohm wird jedoch deutlich, dass verwandtschaftliche Nähe Beziehungen über Jahre und Jahrzehnte der Trennung aufrecht erhalten kann, wie auch die gegenteilige Erfahrung: Dass eine Verwandtschaftsbeziehung, und sogar die in Kap Verde zentrale Beziehung zwischen Mutter und Kind, brechen kann. Wenn man über *kinning* spricht, sollte die Möglichkeit des *de-kinning*, des Brechens und oft auch Scheiterns von Verwandtschaftsbeziehungen immer mitgedacht werden.

Das Thema des „Verwandtschaft-Machens“ kommt nicht nur in jenen Beiträgen vor, die im entsprechenden Abschnitt untergebracht sind. Erwähnt werden soll hier ein besonders weit führender Aspekt aus dem Beitrag von Schareika, der unseres Erachtens in weiteren Forschungen vertieft werden könnte: Die Rolle der Öffentlichkeit für die Konstituierung von Verwandtschaftsbezie-

hungen. Diese fällt in Howells Bereich des *law*, denn wie Schareika anmerkt, haben die von ihm untersuchten Wodaabe keine zentrale Herrschafts- und Regelungsinstanz, die den Part der rechtlichen Absicherung von Verwandtschaft übernehmen könnte. Daher bedarf es einer Legitimation verwandtschaftlicher Beziehungen durch ein öffentliches Ritual. Aber auch Fälle mit zentraler Herrschafts- und Regelungsinstanz zeigen, wie relevant die durch Rituale hergestellte Öffentlichkeit für die Etablierung und Legitimation verwandtschaftlicher Beziehungen ist (z.B. im Beitrag von Bovensiepen). Über den Gedanken der Öffentlichkeit schließt sich der Kreis zu den diesen Abschnitt einleitenden Überlegungen Benedict Andersons (1981) zur vorgestellten nationalen Zugehörigkeit. Nur innerhalb geteilter Kommunikationsräume, anerkannt durch gemeinsame Regeln innerhalb einer Öffentlichkeit (die sich auch schriftlich, in Gesetzestexten oder Geburtsurkunden manifestieren kann) sind Verwandtschaftsbeziehungen geteilte Vorstellungen über verbindliche Beziehungen und damit mehr als private Gefühle von Individuen. Unter diesem Gesichtspunkt sollte den Formen von Öffentlichkeiten, die Verwandtschaft machen, eine neue Aufmerksamkeit verwandtschaftsethnologischer Forschung zukommen.

Struktur und Handlung

Die frühen Arbeiten der Verwandtschaftsethnologie zielten darauf ab, Strukturen zu erkennen und zu klassifizieren: Das galt sowohl für die kognitiven (Verwandtschaftsterminologie) als auch für die sozialen Strukturen (Heirat und Abstammung). Wir haben oben gesehen, dass sich der Schwerpunkt in vielen neueren Arbeiten verschoben hat. Nicht die Struktur, sondern die individuelle Handlungsfreiheit und die Kreativität des Akteurs stehen im Vordergrund der Analyse. Diese beiden unterschiedlichen Sichtweisen auf soziale Realitäten sind keineswegs auf das Thema Verwandtschaft beschränkt. Ähnliche Diskussionen um den ‚richtigen‘ theoretischen Zugang zu gesellschaftlichen Phänomenen hat es in vielen sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern gegeben (z.B. Giddens 1979, Ortner 2006, Sewell 2005). Michael Schnegg und Julia Pauli greifen das Problem des Dualismus von Struktur und Handlungsfreiheit in ihrem Beitrag auf und schlagen vor, beide als zwei Seiten einer Medaille, also als „Dualität“ oder „Polarität“ – im Sinne eines Verhältnisses sich gegenseitig bedingender komplementärer Größen – zu betrachten. Sie zeigen empirisch, dass die Aufhebung des Gegensatzes den Blick auf gesellschaftlichen Wandel öffnet. Gesellschaftlicher Wandel vollzieht sich entlang der Spannung zwischen Strukturen, die aus Regeln er-

wachsen sind, deren Überschreitung zu Veränderungen der Strukturen führen kann, wodurch wieder neue Handlungsoptionen entstehen können. Wandel wird so als Prozess betrachtet, der im Ergebnis Bedingungen verändert und damit die Voraussetzungen für neue Veränderungen schafft.

Am Beispiel ihrer bei den Damara und Nama im Nordwesten Namibias erhobenen ethnographischen Daten zeigen sie, wie Strukturen der Verwandtschaftsterminologie, der Demographie und Haushaltszusammensetzung einen Rahmen darstellen, innerhalb dessen Akteure Verwandtsein aushandeln und nutzen. Handlungsfreiheiten innerhalb dieses Rahmens bestehen darin, sowohl kognitive Kategorien (in diesem Fall Verwandtschaftsterminologie und damit einhergehende Bedeutungen) auf weitere soziale Beziehungen zu übertragen als auch als verwandtschaftlich geltende Beziehungen unterschiedlich auszu-schöpfen, zu betonen und nicht zu betonen.

Am Beispiel der Wahrnehmung und sozialen Praxis von Geschwisterschaft wird deutlich, welche Möglichkeiten Akteure haben, zu bestimmen, wen sie als im engeren Sinne „verwandt“ betrachten. Dabei kommt dem gemeinsamen Aufwachsen eine besondere Bedeutung zu: In einem Fall wird etwa eine MZ¹⁸ aufgrund des gemeinsamen Aufwachsens als Schwester betrachtet und auch so bezeichnet. Für einen anderen Akteur zählen bestimmte Personen nicht als Geschwister, da sie nicht mit ihm aufgewachsen sind. Im größeren Zusammenhang können Michael Schnegg und Julia Pauli durch eine netzwerkanalytische Untersuchung zeigen, dass diese Freiheiten und Möglichkeiten nicht zu idiosynkratischen Entscheidungen, sondern zu erkennbaren Gemeinsamkeiten in Verhaltensmustern führen. So zeigt sich, dass sowohl der Bruder als auch die Schwester der Mutter eine bedeutende Rolle als „wichtige Verwandte“ im Leben vieler Fransfonteiner spielen, was für die Geschwister des Vaters nicht gilt.

Erdmute Alber und Tabea Häberlein gehen in ihrem Beitrag auf die Bedeutung des Begriffes „Generation“ für die Ethnologie im Allgemeinen ein. Sie zeigen, dass die typische verwandtschaftsethnologische Auffassung von Generation – die genealogische – nur eines von drei Konzepten ist. Die anderen beiden sind das Konzept der Generation als Ordnungsprinzip in Altersklassen sowie das auf Karl Mannheim zurückgehende Konzept der Kohorte. Alber und Häberlein stellen in ihrer Analyse fest, dass Arbeiten, denen das letztgenannte Konzept zugrunde liegt, bislang am stärksten Dynamik und kulturellen Wandel berücksichtigen und fordern, dieses in ähnlicher Weise zu tun, wenn man Generation als genealogische oder durch Alter oder Altersklassen bestimmtes Ordnungsprinzip verwendet. Das Potential, durch die Analyse von Generationen kulturellen Wandel sichtbar zu machen und zu erklären, wird in dem wesentlich theoretisch ausgerichteten Beitrag sodann an drei Fallbeispiele-

len aus Togo, Ghana und Benin aufgezeigt. Diesen drei Fallbeispielen liegt jeweils eines der drei Generationenkonzepte zugrunde. Alber und Häberlein zeigen darin, dass sich nicht nur die Beziehungen zwischen Alterskohorten in Nordbenin durch neue Migrationsformen ändern, sondern ebenso die genealogischen Generationenbeziehungen in Ghana, und schließlich, und dies ist ihre innovative Beobachtung, auch die Altersklassen bei den Kabye. Deren Wandel wird im 20. Jahrhundert vor allem durch Veränderungen der Staatlichkeit geprägt. Auch beim Text von Alber und Häberlein haben wir es also mit einer Arbeit zu tun, deren Gehalt in der theoretischen Systematisierung eines oftmals unreflektiert verwendeten Begriffs liegt.

Die beiden Beiträge dieses Abschnitts zeichnen sich dadurch aus, dass Sie in dem Zusammenspiel von Struktur(en) und Handlungsfreiheiten die Ursache für gesellschaftlichen Wandel suchen. Während dieses Zusammenspiel in dem ersten Beitrag durch die Kombination von ethnographischen Beschreibungen der Rahmenbedingungen, individuellen Fallgeschichten und Befragungen größerer Bevölkerungsgruppen sichtbar gemacht wird, hilft im zweiten Fall das Konzept der Generation, einen vielschichtigen Zugriff darauf zu gewinnen, wie innerhalb und zwischen Gruppen Bedeutungen und Zugänge zu Ressourcen ausgehandelt werden.

Perspektiven und Methoden

Lange Zeit galt die Genealogische Methode als *die* Methode der Verwandtschaftsethnologie. William Halse Rivers hatte sie bei seinen Untersuchungen während der *Torres Straits Expedition* entworfen, um grundlegende Daten über die Bevölkerung zu erheben und zu überprüfen, ob es einen Zusammenhang zwischen genealogischen Beziehungen und bestimmten Erkrankungen (etwa Farbenblindheit) gibt (Rivers 1910). Die Genealogische Methode basiert auf dem gleichnamigen Modell, das Filiation und Heirat als zentrale Beziehungen des verwandtschaftlichen Netzwerkes unterscheidet (Fischer 1996, Hardenberg 2008a). Sie war in Teilen immer auch eine quantitative Methode, denn sie erforderte die Zählung der Lebenden und Verstorbenen oder bestimmter Heiratstypen (Hackenberg 1973).

Bereits die Allianztheoretiker haben sich an der Egozentriertheit der Genealogischen Methode gestoßen, wie sie in methodischen Leitfäden wie den *Notes and Queries* vermittelt wurde (Hardenberg 2008a: 97). Die Daten erlauben es nur sehr schwer, verwandtschaftliche Systeme zu erfassen und zu analysieren, in denen kollektiv klassifiziert wird. Schneider ging in seiner Kritik noch weiter. Seine Kritik richtete sich nicht nur gegen die Methode, sondern gegen

das ihr zugrunde liegende Modell. In *American Kinship* (1980 [1968]) wendet er sich gegen die Beschreibung der verwandtschaftlichen Rollen und der sich daraus ergebenden Netzwerke als gängige Praxis der Verwandtschaftsethnologie. Dagegen forderte er, Verwandtschaft als ein Symbol zu begreifen, dessen Analyse Rückschlüsse auf die zugrunde liegende kulturellen Dimensionen (im US-amerikanischen Falle: *nature/law* und *substance/code*) zulasse.

Trotz dieser Kritik zeigen viele der hier zusammengestellten Beiträge, dass die Genealogische Methode als wichtige Quelle verwandtschaftlicher Informationen weiterhin für die Verwandtschaftsethnologie unabdingbar ist. Besonders deutlich wird dies in den Beiträgen von Alex, Beer sowie Schnegg und Pauli. Aber auch in anderen Arbeiten, etwa Bovensiepen, Thelen oder Schareika scheint uns die genealogische Herangehensweise weiter präsent zu sein.

Genealogische Daten müssen jedoch immer auch vor dem Hintergrund weiterer Informationen zur sozialen Praxis interpretiert werden (vgl. Barnard und Good 1984: 9). Ein solcher Schwerpunkt auf Handlungen und Praxis, der in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen hat, hat in vielen neueren Beschreibungen dazu geführt, dass das Wählen und das Machen von Verwandtschaft anhand von sehr detaillierten akteurzentrierten Fallstudien und Situationsanalysen untersucht worden ist. Das gilt etwa für Mary Weismantels Studie zu Adoption in Ecuador (1995). In dem vorliegenden Buch spielt diese ‚gelebte Verwandtschaft‘ in allen Beiträgen eine wichtige Rolle. Besonders deutlich wird dieser Ansatz jedoch in den Beiträgen von Schareika und Timm. Aber auch die Arbeiten von Alber und Häberlein, Fischer, Beer, Schnegg und Pauli sowie Thelen verdeutlichen, wie Fallgeschichten genutzt werden können, um das kreative Aushandeln verwandtschaftlicher Kategorien und der damit einhergehenden Verpflichtungen und Grenzen zu analysieren.

Neben dem Fortbestand der genealogischen Herangehensweise und einer detaillierten Analyse des Alltags, ausgewählter Situationen und sozialer Praktiken anhand von Fallgeschichten, Teilnehmender Beobachtung und Interviews ist ein weiterer methodischer Strang der neueren Verwandtschaftsethnologie die Analyse von Verwandtschaft als sozialem Netzwerk. Die Netzwerkanalyse hat sich als ethnologische Methode in den 1950er und 1960er Jahren etabliert, da sie es ermöglicht, die Fluidität von sozialen Beziehungen zu erfassen (Mitchell 1969). Dabei lassen sich verschiedene Herangehensweisen unterscheiden, wie man Verwandtschafts- und Netzwerkanalyse verbinden kann. Der Beitrag von Tatjana Thelen zeigt, dass mit Hilfe des offeneren Konzepts des Netzwerkes anstelle von ausschließlich genealogisch definierten Beziehungen die multiplen verwandtschaftlichen Beziehungen und Formen der Unterstützung von älteren Menschen in Deutschland besser beschrieben und erklärt werden können. Ein zweiter netzwerkanalytischer Ansatz fragt, inwieweit bestimmte Transaktionen

und emotionale Bindungen innerhalb von Beziehungen eingegangen werden, die durch kulturellen Schemata als verwandtschaftliche Rollen definiert werden und/oder ob durch diese Praktiken neue Personen in das Universum der als verwandt geltenden Personen integriert werden. In ihrem Beitrag nutzen Schnegg und Pauli diese Herangehensweise, um die Verbreitung der exemplarisch untersuchten Zusammenhänge zu überprüfen. Die Arbeiten Schneggs zum *compadrazgo* (Patent- und Mitelternschaftsbeziehungen) in Mexiko stützen sich auf eine ganz ähnliche Analysestrategie um zu zeigen, wie sich das Verhältnis von Verwandtschaft und *compadrazgo* in den letzten Jahrzehnten gewandelt hat und welche Gründe es dafür gibt (Schnegg 2006). Ein dritter netzwerkanalytischer Ansatz nutzt die Verfahren der Netzwerkanalyse um zu zeigen, wo individuelle Handlungen den Regeln folgen, die innerhalb eines verwandtschaftlichen Systems bevorzugt werden, und welche Strukturen sich daraus ergeben (Schnegg und White 2009).¹⁹

Neben diesen auf Feldforschungen basierenden Herangehensweisen der (neueren) Verwandtschaftsethnologie finden sich auch zunehmend Arbeiten, die populäre, gesellschaftliche und mediale Diskurse und Vignetten zum Thema Verwandtschaft analysieren. Zum Beispiel eröffnet Janet Carsten ihr Buch „After Kinship“ (2004) mit einer Erzählung über den Kinderwunsch der Britin Diane Blood, deren Geschichte Mitte der 1990er Jahre ausführlich in den britischen Medien diskutiert worden ist. Der Beitrag von Brigitta Hauser-Schäublin greift die diskursanalytische Perspektive für den deutschen Zusammenhang auf. Sowohl in den Arbeiten Janet Carstens wie auch Brigitta Hauser-Schäublins, Tatjana Thelens und Elisabeth Timms zeigt sich noch eine weitere wichtige Öffnung der neueren verwandtschaftsethnologischen Herangehensweise: der Blick auf die eigenen, alltäglich gelebten Zusammenhänge. Die Auseinandersetzung mit den eigenen kulturellen Kontexten scheint auch dazu zu führen, sich wieder intensiver mit Fragen des interkulturellen Vergleichs verwandtschaftlicher Praktiken und Diskurse zu beschäftigen. So zumindest im Fall Janet Carstens, die den Vergleich explizit als wichtige Methode der Überwindung von Stereotypen zwischen dem ‚Westen‘ und dem ‚Rest der Welt‘ sieht (2004: 24–25). Auch Roland Hardenberg weist auf das Potential verschiedener Formen des interkulturellen Vergleichs hin – sowohl für die Ethnologie im Allgemeinen als auch, wie sein Beispiel der Moso Chinas zeigt, für die Verwandtschaftsethnologie im Besonderen (Hardenberg 2008b). Die Beiträge des vorliegenden Bandes beziehen sich auf ganz unterschiedliche Regionen, was ebenfalls zum Vergleich einlädt – etwa hinsichtlich der bereits thematisierten Bedeutung von Öffentlichkeit für die Legitimation verwandtschaftlicher Beziehungen.

Eine weitere wichtige Herangehensweise der Verwandtschaftsethnologie ist die Beschäftigung mit Verwandtschaftsterminologien. Dieser Bereich steht in

keinem der Beiträge dieses Bandes explizit im Vordergrund, spielt aber etwa in den Beiträgen von Schnegg und Pauli, Schareika und Alex durchaus eine Rolle. In einer der jüngsten Debatten der Verwandtschaftsethnologie, in der oben schon erwähnten Kontroverse zwischen Shapiro, Parkin und (indirekt) McKinnon (vgl. Shapiro 2008, Parkin 2009), stehen verwandtschaftsterminologische Fragen im Zentrum der Auseinandersetzung.

Es zeigt sich also, dass die heutige Verwandtschaftsethnologie eine Vielzahl an Methoden nutzt, kombiniert und weiterentwickelt. Die Genealogische Methode ist eine unter vielen, sie hat vielfältige Erkenntnisse hervorgebracht und ist in Kombination mit anderen Ansätzen weiterhin sinnvoll. Wesentlich erscheint uns der Befund, dass fast alle Beiträge mit Methodenkombinationen arbeiten, die die Validität von Aussagen und Erkenntnissen steigern und neue Perspektiven liefern. Gerade die Kombination von eher interpretativen Ansätzen mit standardisierten oder auch quantifizierenden Methoden erscheint uns weiterführend zu sein. In den Texten von Beer, Schnegg und Pauli sowie Thelen ist dies besonders sichtbar, aber auch andere Autoren, etwa Alber und Häberlein, haben mit einer solchen Methodenkombination gearbeitet.

Aber auch die Integration von Zensusdaten (Beer sowie Schnegg und Pauli), Lebensgeschichten (Alex, Alber und Häberlein sowie Bovensiepen) und Netzwerkdaten (Thelen, Schnegg und Pauli), medialen Repräsentationen (Hauser-Schäublin) sowie von Archivmaterial (Timm, Alber und Häberlein) veranschaulicht, wie man weitere Informationen nutzen kann, um die Praxis des Aushandelns und die Dynamiken und Grenzen verwandtschaftlicher Beziehungen besser zu verstehen.

Nicht nur Methoden und Daten werden kombiniert und bieten neue Herangehensweisen und Perspektiven; auch die Anzahl an Forschern und Forscherinnen die an einem Forschungsvorhaben beteiligt sind, variiert zunehmend. Neben der ‚klassischen‘, auf einem Forscher oder einer Forscherin basierenden Herangehensweise an Feldforschung finden sich in unserem Buch mehrere Beispiele für neue Forscherkombinationen. Die Beiträge von Bettina Beer, die Daten und Ergebnisse ihres Mannes Hans Fischer aufgreift und zeitlich versetzt am gleichen Ort weiter forscht sowie Michael Schnegg und Julia Pauli, die Ergebnisse einer gemeinsamen Feldforschung präsentieren, veranschaulichen die Möglichkeiten partnerschaftlicher Forschungen. Hier ist vielleicht gerade die Kombination weiblicher und männlicher Perspektiven, die lange von der feministischen Ethnologie gefordert wurde (Golde 1986: 78), besonders interessant.

Aber auch verwandtschaftlich unverbundene Forscherteams bieten viele neue Perspektiven und Herangehensweisen, wie die Forschungen von Erdmute Alber und Tabea Häberlein, die an unterschiedlichen Orten eng aufeinander

abgestimmt vergleichend forschen, um valide Daten für den systematischen Vergleich zu erheben. Ein anderes Beispiel für ein solches Forscherteam sind die Arbeiten der Forschergruppe um Tatjana Thelen, die an zwei Orten Ostdeutschlands mit den gleichen Methoden arbeitete.

Die hier veröffentlichten verwandtschaftsethnologischen Beiträge bauen somit sowohl auf methodische Traditionen der Verwandtschaftsethnologie auf, versuchen aber auch, durch neue Fragestellungen, Perspektiven und Herangehensweisen an der innovativen Weiterentwicklung der Verwandtschaftsethnologie mitzuarbeiten.

Berührungen mit Nachbardisziplinen

Verwandtschaftsforschung war von Beginn an ein aus heutiger Sicht interdisziplinäres Unternehmen. Die Anfänge ethnologischen Interesses lagen in evolutionistischen Theorien Ende des 19. Jahrhunderts. Familie und Verwandtschaft waren für Lewis Henry Morgan und Johann Jakob Bachofen unter anderem deshalb zentral, weil sie sich als Juristen zwangsläufig mit Fragen von Besitzverhältnissen und Erbfolge, mit Beziehungen, Normen, Rechten und Pflichten unter Verwandten beschäftigten. Für die Rechtswissenschaft ist und bleibt die Frage verwandtschaftlicher Beziehungen relevant. Schwierig, und für Juristen und Juristinnen wie Ethnologen und Ethnologinnen ausgesprochen anregend, wird sie, wenn im internationalen Recht unterschiedliche Verwandtschaftskonzepte aufeinandertreffen oder soziokultureller Wandel mit der Veränderung der Rechtsprechung innerhalb einer Gesellschaft einhergeht. Transkulturalität, interethnische Beziehungen und soziokultureller Wandel sind heute jene Bereiche, in denen verwandtschaftsethnologische Expertise auch für die normativen Rechtsfragen, etwa die Entwicklung von Gesetzgebungen, herangezogen werden kann. Dies gilt etwa für Forschungen zu den sozialen, ethischen und rechtlichen Konsequenzen der durch Reproduktionstechnologien veränderten Möglichkeiten und Vorstellungen von Vaterschaft und Mutterschaft (siehe Hauser-Schäublin in diesem Band). Auch die rechtlichen und sozialen Konsequenzen der Einführung von Formen der Eheschließung zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern und Partnerinnen (Levine 2008) oder auf serieller Monogamie beruhender Patchwork-Familien sind Themenfelder von aktueller politischer Relevanz, für deren Erforschung, aber auch politische Bewertung es sinnvoll wäre, verwandtschaftsethnologisches Wissen einzubeziehen.

Auch in der Soziologie gehört Verwandtschaft zu den Grundbegriffen des Fachs (Schmidt 2007), hier allerdings sehr häufig gefasst als Familie und in der Forschungsperspektive meist beschränkt auf den Bereich der Kernfamilie. Zwischen Ethnologie und Soziologie hatte sich eine „Arbeitsteilung“ eingespielt: Soziologen fassten Verwandtschaft als „Matrix latenter Beziehungen“ (Riley 1983) auf und beschäftigten sich mit deren Potenzial für Interaktionen in modernen Industriegesellschaften, während Ethnologen und Ethnologinnen die zentrale Bedeutung von Verwandtschaft im außereuropäischen Kontext in agrarischen, Hirten- und Wildbeuter-Gesellschaften untersuchten. Mit der Industrialisierung und Einbindung vieler Gesellschaften in die Weltwirtschaft und damit der Aufgabe der Vorstellung von „traditionellen“ Gemeinschaften innerhalb der Ethnologie haben sich Untersuchungsfelder sowie Fragestellungen von Ethnologie und Soziologie angenähert.

Rezente ethnologische Forschungen, etwa die Gundula Fischers in diesem Band, untersuchen Verwandtschaft auch in Produktionsprozessen im städtischen Kontext. Die Soziologie hat sich inzwischen für Fragen nach der Bedeutung entfernter Verwandter in Industriegesellschaften (Jakoby 2008a, b), beispielsweise der Beziehungen von Onkel und Tanten zu Nichten und Neffen (Jakoby 2008c) geöffnet und damit ihre Fixierung auf die Kernfamilie partiell verlassen. Die Frage nach Funktion, Wandel und Bedeutung(sverlust) von Verwandtschaft stellt sich in beiden Disziplinen, insbesondere in der Diskussion der Beziehungen zwischen Verwandtschaft und Staatlichkeit. War die modernisierungstheoretisch geprägte Familiensoziologie einst davon ausgegangen, dass der moderne Staat die Versorgungsfunktion der Familie (bzw. Verwandtschaft) sukzessive übernimmt, so ist die Wahrnehmung heute differenzierter geworden. Prägend ist in der Familiensoziologie sowie der Soziologie des Lebenslaufs derzeit die auch in Thelens Text zu findende Vorstellung, einige Versorgungsfunktionen würden durch staatliche Institutionen oder Rentensysteme übernommen, bei gleichzeitig fortdauernder Bedeutung der Verwandtschaft als Quelle von Hilfeleistung und Unterstützung (aber auch von Konflikten).

Schnittmengen ergeben sich zwischen Soziologie und Ethnologie etwa bei der Frage der intergenerationalen Unterstützung und Hilfeleistung (siehe Thelen in diesem Band, Steinbach und Kopp 2008a, b). Soziokultureller Wandel und seine Konsequenzen für verwandtschaftliche Beziehungen sind das zentrale Problemfeld, für das sich Ethnologie wie Soziologie interessieren und sich etwa in ihren empirischen Methoden sinnvoll ergänzen können. Auch die Familiensoziologie konzentriert sich heute weniger auf das Erkennen genereller Trends oder Entwicklungen familiärer Lebensformen, sondern stärker auf einzelne Entscheidungen und Prozesse im Familienzyklus. Zu

diesen wichtigen Bereichen, in denen Entscheidungen getroffen werden, gehören etwa Partnerwahl, Haushaltsgründung, Heirat, Kind(er), häusliche Arbeitsteilung, Familienerweiterung, oder auch die Ehescheidung (Gukenbiehl und Kopp 2006: 72).

In der Geschichtswissenschaft gab es vor allem im Rahmen der historischen Anthropologie ebenfalls eine Annäherung an und zahlreiche Verbindungsstellen mit der Verwandtschaftsethnologie (etwa Medick und Sabean 1984; Sabean 1998). Hans Medick (1984) schrieb schon früh, dass Ethnologie und Geschichtswissenschaft sich bezüglich des Spannungsfeldes zwischen Struktur und Handlungsfreiheit theoretisch fruchtbar austauschen können und sollten. Bedenkt man, dass beispielsweise das Konzept ‚Familie‘ in der europäischen Geschichte jung ist und sich mit der gegenwärtig zunehmenden Pluralisierung der Familienformen ständig im Wandel befindet, wird deutlich, dass sich die Geschichtswissenschaft und die Ethnologie auch hinsichtlich des Vergleichs der Formen und Stärke familiärer Bindungen und der Beziehung verwandtschaftlicher Bindungen zu anderen soziokulturellen Domänen (vgl. Yanagisako 2007) viel zu sagen haben. Der jüngst erschienene, von David W. Sabean, Simon Teuscher und Jon Mathieu (2007) herausgegebene Band ist ein weiteres Beispiel dafür, dass Diskussionen über die Bindungsform „Verwandtschaft“ und ihre Abgrenzung von anderen Bindungsformen (Freundschaft, politische Allianzen etc.) noch lange nicht abgeschlossen sind (siehe dazu auch Schmidt et al. 2007). Die Hauptthesen des Bandes sind, dass zum einen „Verwandtschaft“ als Bindungsprinzip in Europa seit dem Mittelalter nicht kontinuierlich an Bedeutung verloren, sondern im Gegenteil an Bedeutung gewonnen hat. Die zweite These besagt, dass der Bedeutungsgewinn parallel mit Staatsbildungsprozessen verlaufen sei und staatliche Institutionen „Verwandtschaft“ keineswegs geschwächt oder abgelöst hätten. Yanagisako (2007) etwa zeigt in ihrem Artikel wie die Ethnologie – durch die kritische Nutzung ihrer neueren Ansätze – zu einer genaueren Analyse und dem besseren Verständnis von Beständigkeit und Wandel europäischer Verwandtschaftssysteme beitragen kann.

Auch die deutschsprachige Literaturwissenschaft geht neuerdings Fragen der Verwandtschaft und Herstellung von Verwandtschaft nach. Sigrid Weigel versucht, in ihrem Buch „Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften“ (2006) den „großen interdisziplinären Wurf“ zum Thema der Genealogie in der europäischen Wissenschaftsgeschichte. Erstaunlich ist, dass sie es schafft, die ethnologische Tradition dieser Diskussionen komplett auszublenden. Ein Mehr an Interdisziplinarität würde auch in diesem Forschungsfeld künftig neue Einsichten ermöglichen. Die deutschsprachige Volkskunde (europäische Ethnologie / auch Kulturanthropolo-